

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 38 — Sonntag, den 18. September 1933

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Am „Klöpplack“ Ein alter Bericht von der Spitzen-Industrie des Erzgebirges

Mit dem Namen „Spitzen“ bezeichnet man ein feines, größere und kleinere Maschen bildendes Geflecht, welches handartig, mit oder ohne Zaden, als Schmuckstück der Kleidung hergestellt wird. Die Spitzen werden entweder gekloppt (Dentelles) oder mit der Nadel genäht (Points) oder auch gewebt; man fertigt sie von seidenen, halbseidenen (die Blonden), leinenen (die Zwirnspeizen) oder baumwollenen gewirnten Fäden; aber auch von Gold- und Silberfäden. Als schönste Spitze bezeichnet man die Brabanter, sodann die Brüsseler (Flaschzwirnspeize), die Mechelner oder Malines (feinste Zwirnspeizen); die Valencienner Spitzen sind gekloppt, die Alenconer genäht. Die englischen Spitzen sind geringer als die Brabanter und die französischen; nächst dem fertigt man Spitzen in der Schweiz, in Italien, im böhmischen und sächsischen Erzgebirge. Zum Teil kommen die sächsischen den Brabanten an Güte ziemlich gleich.

Das Klöppeln erfolgt auf dem Klöpplack (Klöpplack) vermittelt des Klöpplackbrieses (Klöpplackmusters), wo die Fäden um eingesteckte Nadeln geschlungen und verknüpft und dadurch die Maschen und das Muster gebildet werden. Der Faden ist um den Klöpplack gewunden und durch die Klöpplackhülse (Düte) gegen Verschmutzen geschützt. Zu feinen und breiten Spitzen braucht man bis zu 200 Klöpplack, und mehr; die Klöpplack, welche man nicht gerade bedarf, werden mit größeren Nadeln (Bambelnadeln) zurückgesteckt.

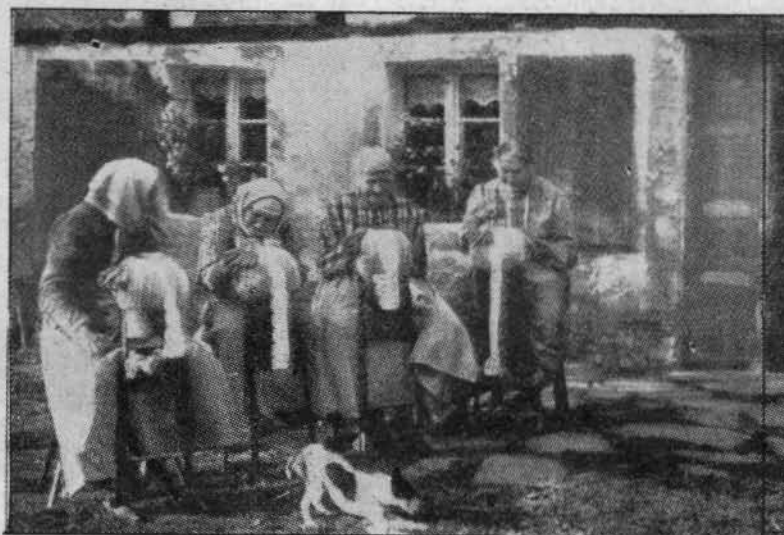
Die Arbeit ist mühsam und will schon in früher Kindheit erlernt sein; denn es gehören geübte und gelenke Finger dazu, und je zeitiger die Kinder angelehrt werden, um so schneller und geschickter lernen sie klöpfeln. Dessen ungeachtet lohnt die Arbeit schlecht, trotz des hohen Preises der fertigen Spitzen. Um 1840 betrug der Wochenverdienst einer fleißigen Klöpplerin, je nach ihrer Geschicklichkeit, 6 bis 20 Groschen. Man schätzte um diese Zeit die Zahl der Klöppler auf ungefähr 40 000. Schon Kinder von 4 Jahren fertigten schmale Ranten, und auch

die Männer betrieben im Winter diese Arbeit. Aber schon seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hatten sich an manchen Orten die Klöpplerinnen dem Ausnähen zugewendet, und es klöppten nur noch alte Frauen, die das Nähen nicht gelernt hatten. Denn schon in dieser Zeit wurde die Klage laut, daß der uralte Klöpplack sich nur mit Ehren würde behaupten können, wenn er nicht immer schlechtere Ware lieferte. Die Spitzenklöppelei hatte für das Erzgebirge eine ganz außerordentliche Wichtigkeit erhalten; sie hat aber auch viele und schwere Krisen zu bestehen gehabt. Im allgemeinen erhielten die Spitzenklöppler Muster und Zwirn von den Verlegern (Verkäufern) und wurden nach der Masse der Nadeln, welche bei Ausführung des Musters gesteckt werden mußten, pro Schoß Nadeln bezahlt. Die Arbeitgeber verkauften die Spitzen an die Fabrikanten (Kaufleute) oder vertrieben sie im Hausierhandel. Die Namen der Spitzen waren äußerst verschieden. Um 1800 unterschied man die Muster Bierbrod, Wasserlinseln, Pfefferkucheln, Goldwurzeln, Häse, Trommeln, Bäumle, Krohägeln usw. und bei den schwarzen Spitzen noch besonders Herzeln, Ochsenauge usw. Die Länge der Stücke war verschieden; bis zu 57 Meter. Anfang dieses Jahrhunderts wurden die sächsischen Zwirnspeizen noch aus wirklichem Leinwandzwirn gemacht. Der Grund der Spitzen wurde in verschiedenen, künstlichen Klöpplarten gefertigt, Valencienner-, Kreuz-, Nadel- oder Erbsengrund;

das machte die Spitzen solid und haltbar, aber auch teuer. Um die Arbeit zu beschleunigen und bei billigerem Preise noch einen Lohn zu haben, machte man den Grund nur aus dem einfachen Schlag; dann wandte man aber auch baumwollenen Zwirn an und mit der Verringerung des Erzeugnisses ging die Klöppelei zurück, besonders seitdem die Bobbinemaschine ein dem gekloppten Spitzengrunde ähnliches Fabrikat lieferte. Die Klöppelei warf sich nunmehr auf die Anfertigung schwarz- und weißseidener Blonden, kam besonders um 1840 wieder in Aufnahme, wo hauptsächlich schwere,



Bis ins hohe Alter am Klöpplack



Arbeit vorm Haus in Steinbach i. Erzgeb.

schwarzseidene Spitzen gesucht waren; aber seitdem die Ende der 50er Jahre eingeführte Klöppelmaschine, eine Art Rundschürmaschine, die Arbeit besser und fast um die Hälfte wohlfeiler liefert, ist der Anfertigung aller geringeren Spitzenarten der Todesstoß gegeben. Um 1870 zählte man noch gegen 11 000 Spitzenklöppler, darunter 4000 Kinder, im westlichen Obererzgebirge. Man fertigte damals nur geklöppelte Spitzen: Bettspitzen in der Umgebung von Aue und Schwarzenberg; weiße Zwirns- spitzen, vorzugsweise Malines mit Halbgrund in Schneeberg und Umgebung; Valenciennes in Breitenbrunn, Rittersgrün und Böhma; weißleinene Guipüre und Cluny Spitze in Rittersgrün, Böhma und Raschau. Die schwarze Guipürespitze hatte sich über

das ganze Arbeitsgebiet verbreitet und die übrigen Spitzengattungen zurückgedrängt. Die mit der Nadel hergestellte Pointspitze (Points d'Alençon) wurde ausschließlich im böhmischen Klöppeldistrikt hergestellt. Der günstige Geschäftsgang der vorangegangenen Jahre, wie bis 1872, erhielt der Spitzen-Industrie, deren Fortbestand schon wiederholt bezweifelt worden war, Arbeitskräfte und Arbeitsgebiet. Beides vergrößerte sich sogar, denn die amtlich aufgestellte Zahl von 9000 Spitzenklöpplern blieb hinter der Wirklichkeit zurück. Aber die Verschlechterung der Waren in Qualität, Solidität und Muster, und mit ihr das Bestreben, durch Wohlfeilheit Absatz zu gewinnen, verursachten einen bedeutenden Rückgang. Die besseren französischen Handspitzen kamen in Aufnahme und die Mode wendete sich schon vor mehr als zehn Jahren fast vollständig von den Spitzen ab. Valenciennes und weiße Guipürespitzen wurden kaum noch verlangt; Bett- und Torchonspitzen, sowie Fassonsachen (Hauben, Barben, Fanchons) fanden etwa Käufer, und von den Schleiern, besonders den bis zu 3 Meter langen spanischen, wurden nur noch großgemusterte, kostbare, und im Winter Spitzentücher, hauptsächlich in schwarzer Guipüre gesucht. Zur Hebung der Spitzenindustrie hatte man schon frühzeitig Klöppelschulen errichtet, so z. B. 1808 in Schneeberg, 1814 in Neustädtel, 1816 in Oberwiesenthal, 1817 in Böhma und Crottendorf sowie nach dem Notjahre 1817 in Aue, Bermesgrün, Breitenbrunn, Crandorf, Hundshübel, Niederhauflau (zwei), Neustadt bei Falkenstein, Ober-Planitz, Nieder-Planitz, Rittersgrün (drei), Rothentirchen, Oberschlema, Schwarzenberg, Johannsgeorgenstadt, Wilkau, Zschortau, Grünhain, Elsterlein, Ehrenfriedersdorf, Hammer-Unterswiesenthal, Unterswiesenthal, Zöschstadt und in neuester Zeit in Brand bei Freiberg, Crottendorf, Neustadt und Johannsgeorgenstadt sind eingegangen. Die Klöppelschulen hatten in den letzten Jahren, besonders 1880, wo die Gornnäherei einen außerordentlichen Umfang gewann, schwere Zeiten durchzumachen, da mit allen erdenklichen Mitteln und Vorspiegelungen Arbeiterinnen, und zwar hauptsächlich Kinder, für die Gornnäherei angeworben wurden. Mit Ausnahme der Klöppelschule in Neustädtel, in welcher von jeher nur Malines- und Chantilly-Spitzen geklöppelt wurden, beschäftigt man in sämtlichen Klöppelschulen die Anfänger mit Bettspitzen und geht von diesen allmählich auf Guipüre- und Torchonspitzen über. Diese letztere Gattung bildet ein vorzügliches Lehrmittel, besonders für die älteren, geübteren Schüler, da sich in ihr die verschiedenen Techniken der Guipüre-, Chantilly- und Valenciennes-Spitzen vereinigen. Man nennt sie daher auch weißleinene Melange-Spitzen. Außer diesen werden in Schwarzenberg, Böhma, Rittersgrün und Bermesgrün noch Valenciennes-, Malines- und

Brabanter Spitzen, in Zschortau und Schlema Malines-, in Crandorf und Breitenbrunn Adriener Spitzen und Fassonsachen geklöppelt; in Breitenbrunn speziell „Dentelles russes“ (russische Spitzen). Die Klöppelschulen sollen durch Unterricht und Übung das Spitzenklöppeln erhalten und zu höherer Vollkommenheit bringen. Sie streben nach Einführung verbesserter Arbeitsmethoden und feinerer, schneiderer Spitzengattungen; nach Förderung der gewerblichen Ausbildung und Geschicklichkeit der Kinder und Gewöhnung derselben an Aufmerksamkeit, Ordnung, Fleiß, Pünktlichkeit und Reinlichkeit. Der Unterricht wurde in den letzten Jahren von etwa 1500 Kindern, meist Mädchen, besucht. An Schulgeld bezahlte jedes Kind wöchentlich 5 J., erhielt

aber dafür die gelieferte Arbeit vergütet. Seitdem ein großer Teil der Spitzenklöpplerinnen zu der besser lohnenden Posamentenarbeit übergegangen war, und es an jungem Nachwuchs fehlte, war die Spitzenindustrie, welche außerdem noch mit schwierigen Handelsverhältnissen und einer starken Konkurrenz zu kämpfen hatte, bedeutend zurückgegangen. Man hörte wiederholt die Klage, daß es nicht mehr Klöppler gebe, welche bessere Muster zu fertigen verständen, daß ein großer Teil sich dieser Kunst durch Annahme leichterer Arbeit entwöhnt habe, und daß man erst wieder Spitzenklöppler heranbilden müsse. Die 1878 in Schneeberg eröffnete Klöppel-Musterschule, in welcher befähigte und strebsame Klöpplerinnen weiter ausgebildet werden, soll die Schönheit und Gleichmäßigkeit der Arbeit sichern und die Einführung neuer Muster und Spitzengattungen ermöglichen. Daher werden hier sämtliche im Erzgebirge heimische Spitzen mit besonderer Sorgfalt angefertigt; außer diesen jedoch auch Brüsseler und Ragusaner. Die Kunst der Anfertigung der letzteren war seit ungefähr 200 Jahren verloren gegangen; nach mühsamem Studium ihrer Technik ist dieselbe wieder gefunden worden. Man fertigt gegenwärtig schwarzseidene Schnürl- und Guipürespitzen, weiße und farbige Wollspitzen,

feine Crème-Wollspitzen für Kindersachen, leinene Spitzen in Weiß, Crème und Ecru, schmale und mittelbreite Torchonspitzen, breitere Guipürespitzen, Kirchenspitzen, billige, schmale Bettspitzen, sowie Metallspitzen, besonders Goldspitzen. Das Arbeitsverdienst der Klöpplerinnen ist auf 2 bis 3,5 Mk. für die Woche gesunken, und dabei haben sie noch Mühe, ihre Erzeugnisse abzusetzen. Die Hausierer bieten die Spitzen zu Spottpreisen an. „Die sächsischen Spitzen und Tulle sind den von Calais an Eleganz und Ausfühung vollständig ebenbürtig, und haben außerdem den großen Vorzug, erheblich billiger zu sein.“ (Industrie-Zeitung 1886, Nr. 12.) Dessen ungeachtet war der Begehr nach sächsischen Spitzen nicht im Zunehmen. Gegen die Maschinenspitzen von Calais ist nicht aufzukommen; von den billigeren und geschmackvolleren französischen und englischen, und selbst von den ordinären Barmener Maschinenspitzen wird die Erzgebirgische Klöppelspitze vollständig verdrängt. Dieser schöne und einst so bedeutende Industriezweig befindet sich in einer beklagenswerten Lage. Die Spitzenklöppelei fristet nach wie vor ein kümmerliches Dasein; an einen Aufschwung ist nach Lage der Dinge, wenigstens augenblicklich, nicht zu denken. Das Wenige, was an schmalen Wollspitzen, weißleinene Bettspitzen, seidenen Spitzen und geklöppelten Krügen in der letzten Zeit noch verlangt wurde, reicht nicht aus, diesen Industriezweig zu erhalten. Nur wenn die Mode wiederum den Geschmack nachhaltig auf die prächtigen Erzeugnisse der erzgebirgischen Industrie richtet, wird dieser Erwerbszweig wieder zur entsprechenden Geltung kommen.

Klippl-Lied

Ich bin a Klipplmaadl, dreh e's Zwirnradl,
Sich ben Klipplradl alla Obnd,
Loß de Klippl springa, tu mir a Liedl singa
An die flächig, doß de Arm oft brummt.
Klipp klapp klipp Klipp klapp klapp,
Klipp klapp klipp klapp,
Klipp klapp klipp Klipp klapp klapp,
Klipp klapp klapp klapp!

Ich tu de Händ erst waschn, rich da Klipplwaschn,
Mach mir aa e schü's Gefoohr hie,
Dr Zwirn werd aufgewundn, 's Compl abgezundn,
Nochert giebt 's klipp klapp, bis ich fertig bin.
Rehrreim: Klipp klapp usw.

Wenn in Wint draußn oft dr Sturm tut saun,
An es Schneegeföber hört net auf,
Sich ich in warme Stübl, klapp mit de Klipp,
Sted e Nodel noch dr annern drauß.
Rehrreim: Klipp klapp usw.

Tut mir 's Zohl schü machn, ta mir en Sonnobnd lachn,
Wenn mir a Stück Borden forttragn tah.
Drum laß ich de Klipp springa, tu mir a Liedl singe,
Denn war flächig is, griecht aa en Maa.
Rehrreim: Klipp klapp usw.

Anton Günther.

Der Vollmond als Pilzzauberer

Große Zeit für Pfifferlinge, Steinpilze und Grünlinge



Ein Männlein steht im Walde . . .
(Photo: Felig Schiwid, Buchholz.)

Die Pilzfucher haben, wie alle Menschen, die sich viel im Walde aufhalten, ihre Eigentümlichkeiten. Wenn sie im Morgengrauen in großen Trupps ausziehen, liegt der Wald vor ihnen aufgeschlagen wie ein Buch, in dem allerdings nur sie zu lesen verstehen. Eben war noch ihr munteres Plaudern vernehmbar; sobald sie im Schatten des Waldes untergetaucht sind, ist plötzlich alles verstummt. Jeder hat „seine Stelle“ ausgesucht, die ihm kein anderer streitig machen darf. Viele von ihnen, die stets auf dem Posten sein müssen, wenn sie ihr Brot verdienen wollen, handeln nach alterproben Regeln, die wie ein dunkles Geheimnis anmuten. Vor allem ist den Pilzfuchern eins gemeinsam: sie lieben nichts so sehr, wie den Vollmond. Nach einer hellen Mondnacht können sie garnicht früh genug aufstehen, denn nach ihrer Meinung — die allerdings wissenschaftlich nicht erhärtet ist — „zieht“ der Mond die Pilze aus der Erde. Befragt man sie, worauf sich dieser Glaube gründet, dann meinen sie, es lasse sich wohl schwer mit Worten beweisen; aber Tatsache sei, daß nach einer hellen Mondnacht die meisten und die schönsten Pilze zu finden seien.

Knackendes Reifig sperrt die Pilze

Auch das gehört zum längst erhärteten Wissen der Pilzfucher. Es ist auch garnicht so geheimnisvoll, wie es sich anhört. Wenn das Reifig bei jedem Schritt knackt, muß es lange nicht geregnet haben. Und Pilze gedeihen eben nur, wenn der Boden feucht ist; sobald er sich ganz mit Wasser vollgesogen hat und der Mondschein seine Pflicht getan, dann ist auch die große Zeit der Steinpilze und Grünlinge gekommen. Oft genug haben sich in Notzeiten die Bewohner der Waldgebirge lediglich durch Pilze ernährt. Im Harz, Riesengebirge, Thüringen und auch im Erzgebirge werden je nach der Jahreszeit Pilze in Mengen gesammelt. Und doch kommen Vergiftungen bei den Einheimischen sehr selten vor. Nur der Städter, wenn er sich auf die Pilzsuche begibt, wird davon betroffen. Der Bewohner des Waldgebirges kennt seine eßbaren Pilze; mancher aus der Stadt glaubt sie nur zu kennen. Den Champignon, der leicht mit dem sehr giftigen Knollenblätterschwamm verwechselt wird, sammelt der Bewohner des Gebirges nicht in dem Maße wie die anderen. Er hält sich am liebsten an Pfefferlinge und Steinpilze. Für jeden, der die Pilzsorten gut unterscheiden kann, ist das Suchen natürlich sehr einfach. Wer nicht zu weit ins Innere des Waldes gehen mag, sammelt Sandpilze am Waldrand; aber hier beginnt bereits der Kummer für den weniger sicheren Pilzfucher. Da hat sich einer gerade niedergebeugt, um einen Pilz mit dem Messer unten vorsichtig abzuschneiden. Er wird schwankend und

richtet sich wieder auf, denn was ihn da eben fesselte, ist doch kein Sandpilz — sondern sein Bruder, der oft mit ihm verwechselt wird, der sogenannte Satanspilz.

Nur der Pilzkenner darf sammeln

Mit dem Erkennen der giftigen Pilze ist es auch so eine Sache. Der berühmte silberne Teelöffel ist beim Kochen nicht immer zur Hand, ganz einfach aus dem Grunde, weil es in vielen Haushaltungen heute keine silbernen Teelöffel mehr gibt. Dann gibt es eine andere Regel, auf die viele Sucher schwören: An Giftpilze gehen angeblich weder Schnecken noch Maden. In Wirklichkeit scheint das Gegenteil der Fall zu sein; denn der giftige Fliegenpilz ist oft von Maden völlig durchlöchert. Wer wirklich Pilze kennen lernen will, muß nicht nur die Schauprodukte studieren, sondern auch mit erfahrenen Suchern in den Wald gehen. Selbst das Sammeln der Pfefferlinge ist durchaus nicht so einfach, wie es von den meisten hingestellt wird. Wenn sich das Fleisch des Pilzes nach dem Abschneiden merkwürdig zu färben beginnt, dann ist es besser, den gesammelten Vorrat fortzuwerfen. Der Pilz für den Spätherbst ist der außerordentlich wohlschmeckende Grünling. Immer noch sehr wenig bekannt, ist der aus der Rinde von Kiefern, aber auch aus freiem Waldboden in dichten Büscheln hervordrängende gelbe Hallimasch. Er ist einer der ausgezeichnetsten Speisepilze von etwas herbem Geschmack und wird leider oft übersehen. Alle an Wert überragend ist der Steinpilz. Seine untrüglichen Kennzeichen sind das unveränderliche weiße Fleisch und die Netherung am oberen Stiel. Manche seiner Verwandten laufen an der Bruchstelle blau an, ohne deshalb giftig zu sein. Hierzu gehören der Maronen-Röhrling, der Kapuziner- und der gelbe Sand-Röhrling. Ein ausgezeichnete Speisepilz ist ferner der mit einem Ring versehene Butterpilz. Der erfahrene Pilzfucher geht nicht aufs Geratewohl durch den Wald. Er sucht nur an bestimmten Stellen, auf denen er durch Erfahrungen sicher ist, keine Giftpilze zu finden.

Die Champignon-Weisheit

Eine besondere Kunst ist es, den Wald-Champignon von einem jungen Knollen-Blätterchwamm zu unterscheiden. So köstlich der eine, so giftig der andere. Das Gift des Knollen-Blätterchwammes ist deshalb besonders gefährlich, weil es erst nach vielen Stunden wirkt, oft erst nach einem halben Tag, bevor sich die ersten Spuren zeigen. Neun Zehntel aller Pilzvergiftungen werden durch diesen Schwamm hervorgerufen. Er ist das Verhängnis und die Geißel der Wälder. Der echte Champignon wächst nicht selten an Landstraßen, die den Wald durchlaufen. Er bevorzugt Pferdekoppel, wo er Ende September und Oktober nach kühlen Nächten oft in Mengen vorkommt. Halbpfündige Exemplare sind keine Seltenheit. Die in den Städten angebotenen Champignons sind fast ohne Ausnahme künstliche Züchtungen. In vielen Kellern wird Champignon-Zucht betrieben — ohne Mondschein — aber sie erfordert große Sorgfalt des Nährbodens und der Brut.



„750 Jahre deutscher Erzbergbau“

Seltene Kleinodien in der Freiburger Jubiläumsschau.

Die am 4. September 1938 geschlossene Jubiläumsschau „750 Jahre deutscher Erzbergbau“ in Sachsens Berghauptstadt Freiberg enthielt unter ihren vielen sehenswerten Ausstellungsstücken aus der Kulturgeschichte des deutschen Erzbergbaues eine beträchtliche Zahl Jahrhunderte alter Kleinodien oder Prunkstücke, die beredtes Zeugnis von dem Reichtum und dem Kunstsinne der Berg- und Hüttenknappschaften einerseits und dem großen Können der Künstler und Kunsthandwerker andererseits ablegen. Diese Prunkstücke wurden bei feierlichen Gelegenheiten aus den Ausbeuten der Gruben und Hütten von den Gewerken beschafft oder auch als fürstliche Geschenke den Knappschaften verliehen, seltener waren es Geschenke an einzelne Personen.

Die Goslarer Bergkanne

Eines der ältesten, auf den Bergbau bezüglichen Schmuckstücke von hervorragendem Kunstwerte ist die sogenannte Goslarer Bergkanne vom Jahre 1477, die als Weinkrug bei den Festen der Goslarer Berg- und Hüttenherren gedient hat. Sie ist 57 cm hoch, der Deckel außerdem 27 cm, und besteht aus Silber mit vergoldeten Verzierungen. Der elfteilige Fuß ist mit reichem, durchbrochenem Ranken- und Blattwerk geschmückt. Der in zwei Buckelreihen aufgelöste Bauch der Kanne wird zwischen diesen Reihen von einem aus gotischem Blattwerk gebildeten Kranz umgeben, aus dessen Blütenscheiben zehn Brustbilder musizierender Figuren herauswachsen; die erste Figur hält ein Wappenschild mit dem goslarischen schwarzen Adler auf Goldgrund. Der reich verzierte Klappdeckel ist auf einem kronenförmigen Ringe in Gestalt einer schlanken, durchbrochenen gotischen Spitzkuppel aufgebaut, die wie ein Baldachin die Reiterfigur des Heiligen Georg als Drachentöter umschließt. Der untere Rand der Kuppel ist in sechs Feldern mit nur 14 mm hohen Figuren — Bergbau- und Jagdszenen — verziert. Die Arme der die Kuppel krönenden Kreuzblume halten einen blau emaillierten Knauf, der den goslarischen Adler trägt. Der Henkel ist als schlanker Drache gestaltet. Leider ist über die Herkunft dieses Meisterwerkes deutscher Goldschmiedekunst nichts bekannt; eine Meistermarke fehlt.

Der Pokal der ehemaligen Saigerhütte Grünthal (Erzgeb.)

Ein Gegenstück von hohem Kunstwert zu der Goslarer Bergkanne ist der Willkomm der ehemaligen Saigerhütte Grünthal im Erzgebirge vom Jahre 1625. Er ist 65 cm hoch, silbern, vergoldet, und mit einem Deckel versehen, der die Figur eines Schmelters trägt, der mit der Rechten ein kursächsisches Wappen, in der Linken eine Forkel hält. Der eigentliche, auf hohem Renaissancefuß ruhende Pokal faßt vier Flaschen Wein; er ist mit drei kleineren und drei größeren Reliefs verziert, die das Verschmelzen der Kupfererze und die Trennung des Kupfers und Silbers darstellen. Auch die Unterseite des Fußes ziert ein kunstvolles Kreisrelief: Bacchus reicht der Venus den Becher, Venus dem Bacchus ein Herz. Der Meister dieses edlen Werkes war der berühmte Freiburger Goldschmied David Winkler († 1635), der Pokal ist eine Leihgabe des Grünen Gewölbes zu Dresden.

Prunkbarte Kurfürst Johann Georgs II.

In der Schau war noch ein zweites Meisterwerk dieses Freiburger Goldschmiedes zu sehen: die Prunkbarte Kurfürst Johann

Georgs II. von Sachsen vom Jahre 1629. Der obere Schaftteil zeigt, getrieben in vergoldetem Silber, Christus am Kreuz, daneben zwei anbetende Bergleute; der Schuh, ebenfalls getrieben, einerseits die Arbeit am Garherd, an der anderen Seite die am Treibeherd. Die Endfläche des Schuhes ist mit dem Freiburger Stadtwappen, gleichfalls in getriebener Arbeit, und den Buchstaben H (Herzog), J (Johann), G (Georg), 1629 geschmückt. Der übrige Teil des Schaftes ist mit Silberblech belegt; auf der einen Seite ist in Relief ein Rutengänger, ein Schürfer, die Arbeit am Hasep und das Füllen des Kiebel, auf der anderen Seite das Schneiden der Wünschelrute, zwei schürfende Bergleute, die eine Stufe betrachten, ein Karrenläufer und die Arbeit mit Schlägel und Eisen dargestellt. Das Blatt ist mit zifolierendem Rankenwerk verziert und zeigt in einer kreisrunden Durchbrechung das vergoldete kursächsische Wappen, von zwei Bergleuten gehalten. Diese Prunkbarte, deren hoher künstlerischer Wert besonders in der Feinheit der Relief der Figuren beruht, ist vom Historischen Museum zu Dresden als Leihgabe zur Verfügung gestellt worden.



Diamantene Hochzeit in Buchholz

Einem ehrwürdigen Paar der Bergstadt Buchholz, dem Posamentiermeister Ernst Mehner und seiner treuen Lebensgefährtin Marie geb. Töpfer, wohnhaft Karlsbader Straße 14, war es vergönnt, vor kurzem in Rüstigkeit und Frische das so seltene Fest der Diamantenen Hochzeit zu begehen. Dem Jubelpaar wurde die Freude zuteil, daß die meisten der über die Heimat, das Reich und Uebersee verstreuten Kinder, Enkel, Urenkel und Geschwister an der Hochzeitsfeier teilnehmen konnten. Möge dem Jubelpaar noch recht lange gemeinsam die Gnadenfröhen scheinen! Glückauf!

Der Bergmannschmuck

Kurfürst Johann Georgs II.

Von allen Besuchern der Freiburger Jubiläumsschau wurde mit Recht am meisten der vom Grünen Gewölbe zu Dresden leihweise überlassene sogenannte Bergmannschmuck Kurfürst Johann Georgs II. von Sachsen bewundert, den dieser prachtliebende Landesherr bei Aufzügen und Hoffesten, zuerst bei dem großen Bergaufzug am 21. Februar 1678 in Dresden gelegentlich der Zusammenkunft mit seinen Brüdern getragen hat. Der

Schmuck besteht aus einem Säbel, einer Barte, einer Fischerperstasche nebst Messer, einer Froschlampe, einer Akrasse für den Schachthut, mehreren Schnallen und Befestigungsstücken. Sämtliche Stücke sind aus vergoldetem Silber gefertigt mit emailliertem, durchbrochenem Relief und mit Farbsteinen in Rastensfassung besetzt, ferner bedeckt mit ovalen und runden Bildplatten, auf denen die verschiedenen Arbeiten des Berg- und Hüttenmannes, außerdem aber auch Szenen aus dem Leben Christi dargestellt sind, dazwischen Inschriftplatten mit Bibelworten und bergmännischen Sprüchen, sämtlich in Emaille. Im besonderen befinden sich auf der Barte Darstellungen aus dem Bergbau und aus der Aufbereitung der Erze, auf dem Säbel die hüttenmännische Verarbeitung der Silbererze, auf der Fischerperstasche die Arbeiten in der Münze: das Ausschlagen der Zaine, das Prägen und das Aufstieren auf der Waage. Auf dem Rücken des Schaftes der Barte sind auch noch emaillierte kleine Schilde mit den sämtlichen Wappen von Kursachsen aufgelegt, außerdem ein emailliertes Schriftbild mit der Inschrift „Die Steine, so auf diesen Berghabit vorhanden, sind durch Gottes Segen gefunden in diesen Länden.“ Hauptsächlich sind Amethyste aus dem Müglitztal und Topase vom Schneckenstein im Vogtland verwendet worden. Auf der Endfläche des Schaftes steht auf einer Platte ferner zu lesen: „Das Silber in diesem Werk gab durch Gottes Segen der St. Daniel zum Schneeberg. 1676 S.R. Fecit“ (d. h. Samuel Klein hat es gefertigt). Das Blatt der Barte ist mit gravierten Ranken bedeckt und hat ein ausgeschnittenes emailliertes sächsisches Wappen.